

Tribüne

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **42 (1955)**

Heft 11: **Sonderheft Grafik**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sachen bekannt gemacht zu werden, die alle darauf hindeuten, daß hier etwas Gutes und Vitales, ja etwas Einmaliges in vollem Entstehen begriffen ist. Dafür bürgt die vorderhand zwar noch kleine Gruppe von ständigen Lehrern, zu denen Gastdozenten und Assistenten hinzukommen. Um nur einige zu nennen: Otl Aicher, Vordemerge-Gildewart, Helene Nonné-Schmidt, Tomas Maldonado, H. Gugelot, Bense, Curjel u. a. m. und selbstverständlich Max Bill. So verdient die Schule aufrichtiges Vertrauen und uneingeschränkte Unterstützung. Zur vollen und sinngemäßen Entfaltung bedarf sie, wie alle guten Dinge, der Zeit; an Schülern wird es ihr nicht man- geln.

Zum Bau selbst nur einige kurze Worte; wir hoffen ihn recht bald in unserer Zeitschrift ausführlich veröffentlichen zu können. Die Gesamtsituation zeigt eine außerordentlich geschickte Einfügung der verschiedenen Bauten in das ungewöhnlich schöne Gelände. Die wesentlichen Bauten sind: Großer Werkstätten- trakt, Verwaltungsbau, Mensa mit herrlicher Aussichtsterrasse, Künstler- ateliers, sechsgeschossiger Studenten- wohnbau, Pförtnerhaus und etwas westlich auf freiem Gelände drei Doppel- häuser für Meister. Die äußere Archi- tektur ist bei aller Strenge erfreulich dif- ferenziert, und sie macht aus den zur Verfügung stehenden erstaunlich geringen Geldmitteln kein Hehl. Diese Wahr- heit verleiht der Bauanlage das beson- dere echte Gepräge, das einer willkom- menen Lektion gleichkommt für ein Deutschland und eine Welt, die heute so gedankenlos Unsummen von Geld ver- spielen und verschleudern. Nur in Eng- land findet sich meines Erachtens eine analoge Atmosphäre wieder, wo es nach der Kriegszerstörung darum ging, mit mutigem Realismus aus den zur Verfü- gung stehenden Geldmitteln ein Maxi- mum an Wesentlichem und Wichtigem zu schaffen. Diese bisweilen spartani- sche Einfachheit der Ulmer Hochschule entbehrt auch im Inneren der verschie- denen Bauten der architektonischen Vielfalt keineswegs. Im Gegenteil, man ist überrascht über die verschiedenarti- gen Raumeindrücke, die Vielfalt der vor- züglichen räumlichen Voraussetzungen für eine vertiefte und inspirierte Stu- dieren und Arbeiten. Manches fehlt all- dings da und dort noch, wobei die inne- ren Fertigstellungs- und Ausstattungs- arbeiten ja von den Schülern selbst aus- geführt werden. Wie sehr täte solches praktisches Handanlegen den Studenten unserer Architekturhochschulen gut! In diesen hellerleuchteten, luftigen Werk- stätten blitzen, zum großen Teil von der Industrie geschenkt, modernste Maschi- nen und Apparate, die den Studenten reale gestalterische Arbeit zu vollbringen helfen. So sind alle wesentlichen bauli- chen, technischen und ausstattungs- mäßigen Voraussetzungen geschaffen, auf daß die Hochschule für Gestaltung von Ulm leben und wirken und sich ent- falten kann.

An der Eröffnungsfeier nahmen, wie zu erwarten war, eine recht große Zahl von Schweizern teil. Die offizielle Schweiz war vertreten durch Dr. E. Vodoz vom Eidg. Departement des Innern in Bern und von Generalkonsul Greuter aus Stuttgart. Für die Leistung unseres Landsmannes Max Bill und auf die Pers- pektiven, die er uns mit seiner Hoch- schule für Gestaltung in Ulm eröffnet, dürfen ganz besonders wir Schweizer dankbar sein.

Alfred Roth

Tribüne

«Das Problem, Zeitgenosse zu sein»

Die WERK-Redaktion publizierte in der Augustnummer 1955 den an der diesjäh- rigen Hauptversammlung des Schweizerischen Kunstvereins gehaltenen Vortrag Dr. Adolf M. Vogts nicht allein, um einem weiteren Leserkreis seine Gedan- kengänge über die Stellung des heutigen Kunstfreundes zwischen Historismus und Modernismus zu vermitteln, sondern in der Hoffnung, daß die damit auf einer höheren Ebene als der des blinden Par- teigängertums begonnene Diskussion auch weitergeführt werde. Unser Münch- ner Mitarbeiter Dr. Franz Roh ist der erste, der den Ball aufnahm. Anschlie- ßend an seine Antwort geben wir Dr. Vogts Gegenerklärung wieder. Red.

Die Stellungnahme Franz Rohs:

A. M. Vogt hat mit seinem Aufsatz «Das Problem, Zeitgenosse zu sein» entschei- dende Fragen angeschnitten, die für den Künstler, das aufnehmende Publikum, den Kritiker, aber auch für den Historiker so bedeutungsvoll sind, daß man sie in mehreren Untersuchungen weiterentwik- keln sollte. Ausgezeichnet, daß Vogt vor einem Glauben an den stetigen Verfall unserer Künste warnt, aber auch umge- kehrt vor der Annahme eines dauernden Fortschritts. Vogt verwirft mit Recht jede Vorstellung einer stetig auf- oder abstei- genden Entwicklungslinie. Beide ent- stammen ja der Tendenz plumper Sim- plificateurs.

Wir müssen uns aber auch noch ander- er vorgefaßter Konstruktionen entschlagen. Warnen möchte ich da vor der leider immer wieder, wenn auch imma- nent gehandhabten Hegelschen Dialektik, nach welcher die Entwicklung ein für allemal in jenem bekannten Dreitakt schwingt: These, Antithese, Synthese. Eine andere vereinfachende Vor-Kon- struktion, die bei manchen Forschern eine wenn auch verdeckte Rolle spielt, liegt in der «ewigen Wiederkehr des Gleichen» (Nietzsche). Man verab- schiede auch ein weiteres Apriori, nach welchem angeblich immer die Anfänge einer neuen Richtung stärkste Ergeb- nisse zeitigen. Aus diesem Vorurteil her- aus sieht mancher Beobachter die heu- tigen «Gegenstandslosen» gelangweilt an, im Gegensatz zu denen von vor drei- ßig Jahren. Man unterschätzt dann leicht die ungeheure Variationsfähigkeit dieser Gattung (es ist kein kurzer «Ismus», sondern eine Gattung), um nun gleich wieder nach etwas «Neuem» zu drängen. Eine nur historische Durchbruchswertung aber (damals war das noch eine Leistung) hätte mit der eigentlichen Qualitätsfrage innerhalb einer Richtung sehr wenig zu tun. Natürlich wäre auch ein umgekehrtes Apriori zu entlassen: daß, wenn die Künste eine neue Wen- dung nehmen, die ersten Schritte «selbstverständlich» noch unzulänglich seien.

Man könnte eine ganze Liste generalisie- render Vorurteile aufstellen, vor denen aufs dringlichste zu warnen ist, weil sol- che Apriori uns verhindern, mit höch- ster Unbefangenheit die letztlich irrational verlaufenden Linien der Entwicklung ein- zuzichnen.

Bei Vogt wirkt zu summarisch, daß er

den Verneinern der neuen Kunst rück- wärts gewandten Historismus zuordnet und den Bejahern blinde Fortschritts- gläubigkeit. Unter den Bejahern des Heute gibt es nur wenige, welche dem simplen Glauben huldigen, daß die letz- ten Gebilde immer reiner und größer als die vorletzten seien. Ohne im geringsten solchem Wahne anzugehören, sehe ich in der Architekturentwicklung unseres Jahrhunderts einen direkten Fortschritt, nicht nur ein Anderswerden und halte die Abstraktionstendenzen der Malerei und Plastik mindestens für einen positivi- ven Weg. Wir müssen nämlich außer dem von Vogt zitierten Gedanken des sogenannten Rück- oder Fortschritts die Frage der inneren Aktualität einschalten. Sie geistert zwar durch seinen bewegenden Text, wird aber als ent- scheidende Sondergröße nicht genügend herauskristallisiert. Die meisten Zustim- mungen zur neuesten Kunst lassen sich doch von dieser dritten Größe herleiten. Sie stammen oft genug aus echter Aktualitäts- und Wertanalyse. Selbst ein klassizistischer Vertreter «ewiger» Werte wie Heinrich Wölfflin pflegte ja hervorzu- kehren: nicht alles ist zu allen Zeiten möglich. (Welche Behauptung sich nicht etwa auf die Qualitätshöhen beziehen sollte.) Der berühmte Satz vieler Kon- servativer, wir hätten uns allein um die Qualitätshöhe, nicht aber um die Aktuali- tätsintensität der Kunstwerke zu küm- mern, beruht leider auf einem «beruhi- genden» Vorurteil. Beide Fragen hängen nämlich aufs engste zusammen und sind gerade jedem «Heute» gegenüber dau- ernd aufzuwerfen. Vogt interpretiert den Streit um die gegenstandslose Kunst so, als ob er geschlichtet werden könne, sobald die einen von ihrem allgemeinen Verfallsglauben, die anderen von ihrer generellen Fortschrittsidee ablassen (was hüben und drüben doch schon geschehen ist). Nein, man kommt bei diesem Kampf niemals um eine echte Analyse der inneren Aktualität und dann der Qualität des Streitobjektes herum. Keinesfalls hätte Vogt einen Melichar als voll zu nehmenden Verneiner der Gegen- standslosen zitieren dürfen. Es handelt sich in beiden Lagern hier nicht, wie Vogt meint, um «zwei Waagschalen symmetrischer Verblendung». Das darf nur sagen, wer die bare Reaktion beschützen will, was dem Verfasser doch fernliegt. Hier rächt sich wieder, daß Vogt den inneren Aktualitätsfaktor nicht genügend berücksichtigt. Höchst irreführend ist, wenn Vogt bei jenem Sonderfall behauptet, «es läuft das Spiel der Gehässigkeiten doch auf einen Aus- tausch derselben Verfemungsformeln hinaus». Vogt zeige einmal auf, wo bei den Verteidigern der sogenannten Moderne so ordinäre Verleumdungen den Konservativen gegenüber vorkom- men, wie sie der kenntnisarme Pam- phletist Melichar den «Neuen» zuschleu- derte. (Heute sei «das gesamte Kunst- leben als internationaler Konzern unbeschränkter Schiebung» anzusehen, «Intrigieren, Unterminieren in den Redak- tionsstuben», «der ganze modernistische Betrieb ist eine mit dem Öl der Protektion und Bestechung geschmierte Maschinerie geworden».)

Übrigens widerspricht sich Vogt selber in bezug auf seine versuchte Gleichstel- lung der Waagschalen hüben und drü- ben. S. 259 nennt er die vorwärts Gewandten («Modernisten») und die rückwärts Gerichteten («Historisten») Zwillinge, weil «ihre Konzeption im Grunde ein und dieselbe ist». Eine Seite

vorher aber sagt er richtig: «der Modernist ... steht doch wenigstens in Kongruenz mit dem Jetzt und Hier. Der Historist dagegen verpaßt diesen Realort seiner Lebensbedingung.» Diese zweite, nunmehr ausgezeichnete Stelle hebt aber jene Behauptung auf, nach der die streitenden Parteien auf ein und derselben Ebene lägen.

Noch radikaler abzuweisen ist das Zitat jener Bemerkungen im «Monat» (Heft 75, Januar 1955), nach welchen «die Symbole der politischen Massenbewegungen Rutenbündel, Hakenkreuz, Hammer und Sichel, demselben Bedürfnis dienen, die bösen Geister der Realität durch magische Zeichen abzuwenden, wie die Kunst der gleichen Zeit mit ihrer chiffrierten Handschrift, ihren Kreisen, Stäbchen, Dreiecken, Kurven versuchte». Es läßt sich kaum eine soziologisch, psychologisch und künstlerisch gesuchtere, schiefere, ja dümmere Analogie ausdenken.

Auf Vogts zweiten, allzu poetischen Teil wollen wir lieber nicht eingehen. Dort heißt es, «der Tageskreis mit Morgen, Mittag, Abend, Nacht ist ein einfaches, allgemein sinnhaftes Gleichnis für Vergänglichkeit, darum den Künstlern seit jeher nah». Dann aber werden solche Analogien nur für Morgen und Mittag durchgeführt, und zwar in äußerst willkürlicher Weise.

Über dem Hauptteil des Aufsatzes aber soll die Weisheit Jacob Burckhardts leuchten. Gerade Burckhardt aber hebt Vogts These noch einmal auf, nach der die Kämpfe um die jeweilige Gegenwartskunst nur einen durchgehenden Auf- oder Abstiegsglauben spiegeln. Der köstliche Burckhardt lehnte ja gerade solches «kecke Antizipieren eines Weltplanes» ab, verfehlte aber trotzdem aufs kläglichste die enorme malerische Blüte seiner eigenen Zeit, schwärmte für Bouguereau und wollte nicht das geringste von Courbet, Manet, Monet, Renoir wissen. Was lag da vor? Bei dem hervorragenden Historiker setzte jenes Aktualitätsgefühl aus, womit dann auch sein umschaltendes Qualitätsempfinden stockte. Gerade an Jacob Burckhardt sieht man also: Das Problem, das Vogt so bewegend anschnidet, liegt viel komplizierter, als er mit seiner vereinfachenden Reduktion auf generelle Fort- und Rückschrittphilosopheme wahrhaben möchte. Franz Roh

Die Antwort des Autors:

Es ist Belehrung aus München eingetroffen, und ich habe mich ihr zu unterziehen – wenigstens soweit sie nicht die Dinge, wie ich sie gesagt habe, verfälscht oder gar verkehrt. Eine Verfälschung ist es, wenn es jetzt so tönt, als hätte ich Melichar «voll» genommen. Melichar und sein Buch haben mich gar nicht beschäftigt, sondern nur der groteske Eifer hat mich beschäftigt, den das deutsche Kunstgespräch über diesen «Fall» entwickelt hat. Ich wollte die «symmetrische Verblendung» des Pro und Kontra zeigen und darauf hinweisen, daß eine Politisierung von so wunderbar subtilen, geistig anspruchsvollen Fragen, wie Kunst (und speziell Abstraktion in der Kunst) sie darstellen, läppisch und durchaus aussichtslos bleibt. Eine Verkehrung ist es, wenn Dr. Roh mich darüber belehrt, jene von mir zitierte Stelle aus dem «Monat» (Heft 75/1955) sei «radikal abzuweisen». Ich sagte und schrieb doch, diese Stelle bestehe nur aus «maßlosen und groben Vorwürfen»

– genügt das nicht? Habe ich zu wenig laut gebrüllt? Roh bringt mich da vor dem ungenauen Leser in ein peinlich schiefes Licht – hoffentlich haben er und ich nicht mit solchen Lesern allein zu rechnen.

Ich wollte ja eben mich vor derartig politisierten Händeln fernhalten, aber nicht aus Zimperlichkeit oder Hochmut, sondern weil ich völlig überzeugt bin davon, daß das einzelne Kunstwerk das Höhere, Richtungsstreiterei («Abstraktion oder nicht?») das Niedrigere ist und daß man nie das Höhere aus dem Niedrigeren erklären kann. Denn das Kunstwerk wird als Werk sofort verfehlt, sobald die geistige Freiheit zur Erwägung verloren ist. Es ist dann nur noch Streitobjekt, nicht mehr Werk, und alsbald hört jeglicher Spaß auf. Man holt mich aber jetzt – gewissermaßen als Strafe für meine Distanzforderung – vor die niedere Gerichtsbarkeit, und ich soll «aufzeigen», «wo bei den Verteidigern der sogenannten Moderne so ordinäre Verleumdungen den Konservativen gegenüber vorkommen» wie bei der Gegenpartei. Nun soll also erlassen sein, welcher von den beiden bösen Buben den andern gröblicher beschimpft habe! Gerade mit dieser Aufforderung spielt mir Roh einen Trupf in die Hand: er beweist mir, wie sehr ich recht hatte, wenn ich von «Partei» und von «Spiel der Gehässigkeiten» sprach. – Kunst ist aber nämlich gar nicht so robust, wie man meint. Man muß Sorge tragen, auf der richtigen Ebene mit ihr umzugehen. Sehr bald, wenn über Richtungen gefeilscht wird, ist die gemalte Tafel nur noch ein Brett und die Skulptur nur noch Materialwert.

Roh gibt immerhin zu, es seien «entscheidende Fragen angeschnitten». Ihn beschäftigen sie offensichtlich so sehr wie mich – warum stellt er nicht einfach seine eigene reine Meinung dar in einem selbständigen Aufsatz? Damit wäre dem Gespräch ungleich besser vorangeholten. Beispielsweise der Begriff von der «inneren Aktualität», der doch vieles verspricht, verdiente eine Klarstellung, die aber in diesem Votum nicht gelingt. – Gegen den Schluß hin wird auch noch mit Jacob Burckhardt umgesprungen. Weil ich meine Thesen zum

Teil von Burckhardt bezogen habe, soll ich mit ihnen in Widerspruch gelangen? Hier darf ich doch wohl über mangelnde Lesesorgfalt meines Kritikers einigermaßen verärgert sein.

Doch es geht nur um das Thema: der Mensch in der Zeit; der Mensch im schwierig gewordenen Genuß eines riesig ausgeweiteten historischen Bewußtseins; der Mensch vor einer Gegenwartskunst, die gerade aus dieser Ausweitung Folgerungen zieht und dadurch hohe Ansprüche stellen (und auch selber erreichen) muß. Ich habe zu allem dem nur Vorschläge, nur Ansätze, nur Vermutungen vorzubringen. Sollte das lediglich Suchende nicht zum Vorschein gekommen sein, dann wäre das ein Fehler meiner Mitteilungsart. Wer wird denn mit «Resultaten» kommen wollen, wo alles so lebendig, so unmittelbar uns bedrängt? Keiner von uns kann diese Traktanden abschreiben. A. M. V.

Nachrufe

Willi Baumeister †

Wieder hat die moderne Kunst einen ihrer markantesten Vertreter verloren: der Stuttgarter Maler, Grafiker, Typograf und Bühnenbildner Willi Baumeister, ein weltweiter Schwabe, ist 66jährig am 31. August vor seiner Staffelei einem Herzschlag erlegen. Etappen seines Weges, der ihn aufwärts führte: Stuttgarter Akademie in der Malklasse Hoelzels, Arbeitsgemeinschaft mit Oskar Schlemmer, befruchtet von dem älteren und reiferen Otto Meyer, den er 1912 für ein Jahr nach Amden begleitete – Erweiterung des Gesichtskreises Anfang der zwanziger Jahre durch nahe Beziehung zum Pariser Kreis des «Esprit Nouveau», zu Léger und Le Corbusier – ab 1928 Lehrtätigkeit an der Städelschen Kunstschule Frankfurt, Entlassung 1933 als «Entarteter» – Rückkehr nach Stuttgart, kompromißloses Weiterschaffen in der Stille – nach dem Weltkrieg Berufung an

Willi Baumeister in seiner Privatwohnung in Stuttgart, September 1954
Foto: Schubert, Stuttgart

